

erschienen unter dem Titel: „Heranwachsen ehemals und heute. Anmerkungen zu den konzeptuellen ‚Überlegungen‘ des Fördervereins ‚Museum Kindheit und Jugend‘ vom Juli 1996“, in: Mitteilungen und Materialien, H. 47 1997 , S.29-37

Michael Parmentier

Heranwachsen ehemals und heute

Konzeptideen für ein „Museum Kindheit und Jugend“

Von einem Museumskonzept erwartet man sicher zuerst einmal Antwort auf die beiden folgenden Fragen: auf die Frage nach dem Selektionscode, der den Aufbau der Sammlung steuert, und auf die Frage nach dem Präsentationscode, der das Arrangement der Exponate bestimmt. Beide Fragen werden in den "Überlegungen zur Begründung eines Museums", das der Förderverein "Museum Kindheit und Jugend" im Juli 1996 vorgelegt hat, behandelt, allerdings mit unterschiedlicher Ausführlichkeit und mit unterschiedlicher Gewichtung.

Selektionscode und Präsentationscode

Die Angaben, die Rückschlüsse auf den Selektionscode zulassen, beanspruchen in dem vorgelegten Konzeptpapier des Fördervereins eindeutig den meisten Platz. Insbesondere die thematischen Konturen der zukünftigen Sammlung werden in der wünschenswerten Klarheit sichtbar gemacht. Leider ist diese Klarheit erkaufte mit der Ausgrenzung der Vormoderne. Die Zeit bis zum 18. Jahrhundert soll nur als "Prolog" in dem Museum Aufnahme finden. Das scheint mir nicht sehr überzeugend. Auch das vormoderne Europa hat Generationen unterschieden und Altersphasen gekannt, die zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus liegen. Sicher, diese Phasen waren anders konzipiert. Die Gesellungsformen der dörflichen Burschenschaften, die Lebenswelt der wandernden Handwerksgesellen oder die akademischen Sitten und Rituale der fahrenden Scholaren dürfen nicht mit den jugendlichen Subkulturen der Gegenwart *gleichgesetzt* werden. Aber *vergleichen* kann man sie allemal. Noch mehr: Die vormodernen Lebensformen junger heranwachsender Menschen liefern geradezu die nötige "Kontrastfolie", vor der sich die gegenwärtige "Kindheit und Jugend" erst in ihrer Besonderheit richtig erkennen läßt. Diese Erkenntnischance sollte man nicht durch die, wie mir scheint, vorschnelle Herabsetzung der Vormoderne zum "Prolog" preisgeben. Ein

Vergleichssetting, in dem das frühe Pflegeverhalten (z.B. Wickeltechnik) einer islamischen Bauernfamilie auf dem Balkan zur Zeit der Türkenherrschaft, einer Handwerksfamilie im Verbreitungsgebiet des "european marriage pattern" zur Zeit Dürers in Nürnberg und einer modernen Kleinfamilie in Berlin heute nebeneinander gezeigt werden, dürfte in seiner produktiven Provokation der musealen Monotonie mehr entgegenwirken, als eine Präsentation nach der gängigen geschichtsphilosophischen Lehre von der fortschreitenden Ausdifferenzierung. Kurz: die Ausgrenzung der Vormoderne aus dem Gegenstandsbereich des Museums scheint mir alles andere als "unvermeidbar". Durch die enge Konzentration auf die letzten zwei bis drei Jahrhunderte gehen viele effektvolle Vergleichsmöglichkeiten zwischen "ehedem und heute" (Litt) verloren und d.h. auch Reflexionsmöglichkeiten auf die eigene Situation. Eine museale Sammlung, die den extensiven oder detaillierten Vergleich zwischen vormodernen und modernen Formen des Heranwachsens versagt, kann m. E. zur Erhellung unserer Gegenwart nur sehr beschränkt etwas beitragen.

Während das thematische Feld der Sammlung in seinen Umrissen trotz oder wegen der zeitlichen Eingrenzung deutlich hervortritt, bleiben die Angaben über die zukünftige Anschaffungspolitik eher unscharf. Es wird nicht genau erkennbar nach, welchen Kriterien aus der Fülle des in Frage kommenden kulturellen Repertoires einzelne sinnhaltige Materialien ausgewählt und in den Rang von Sammlungsobjekten erhoben werden sollen. Welche Prioritäten sieht der Selektionscode vor angesichts der vielen möglichen Objektkategorien? Favorisiert er die zufälligen Überreste vor den Dokumenten und Denkmälern, die Originale vor den Nachbildungen, die singuläre Einzelstücke vor den typischen Exemplaren oder die symbolisch hoch aufgeladenen Accessoires vor den alltäglichen Werkzeugen? Anders gefragt: Ist die Gitarre, die der Elvis schlug, ebenso ein potentieller Sammlungsgegenstand, wie der Chevrolet, mit dem James Dean auf die Klippen zufuhr, oder die Waschschüssel, in der ein Arbeitermädchen auf dem Prenzlauerberg um die Jahrhundertwende ihre Morgentoilette machte, oder die Wandtafeln aus der Dorfschule in Oberbayern, oder das Klavier, an dem der neunjährige Adorno seinen ersten Musikunterricht erhielt, oder der jeweils beliebteste Konfirmationsanzug der Jahrgänge 1953-63, oder das typische Frühstück eines 17jährigen Öko-freaks, oder die Nachbildung des "Spotkarren", mit dem in Stuttgart 1725 ein Schweizer Schuhmachergeselle vom Stadtvogt wegen angeblicher Bettelei verurteilt wurde, die Stadt vom Kot zu reinigen? Angesichts der unendlichen Vielfalt möglicher Sammlungsobjekte, die mit derartigen Fragen angedeutet wird, wäre es sicher hilfreich, wenn der

Selektionscode nicht nur die thematische Reichweite der Sammlung bestimmt, sondern auch präzise Auskunft gibt über die spezifischen Merkmale der "material culture", auf die sich die zukünftige Anschaffungspolitik konzentrieren soll.

Trotz der teilweisen Unschärfen im Hinblick auf die Objektkategorien der Sammlung ist der Selektionscode in den vorgelegten "Begründungsüberlegungen" doch insgesamt wesentlich deutlicher beschrieben als der Präsentationscode. Die Angaben zum Präsentationscode beschränken sich im Grunde auf programmatische Andeutungen ("Perspektiven"). Sie lassen vor allem die sympathische Absicht der Autoren erkennen, bei der zukünftigen Anordnung der Exponate auf erhobene Zeigefinger und doktrinäre Programme zu verzichten, und statt dessen konsequent problemorientiert ("Pro und Contra") zu verfahren. Die Präsentation in dem geplanten "Museum Kindheit und Jugend" soll den Blick auf Krisen lenken, alternative Sichtweisen eröffnen und zur subjektiven Stellungnahme auffordern. Überraschung und Provokation werden dabei zu Recht für wichtiger gehalten als die Systematisierungsinteressen der gelehrten sozialwissenschaftlichen und historischen Kindheits- und Jugendforschung.

Daß das vorgelegte Papier bei der Bestimmung des Präsentationscodes nicht über die Angabe von solchen eher allgemeinen Darstellungsabsichten und Wirkungserwartungen hinausgelangt, liegt allerdings nicht nur an dem frühen Entwicklungsstadium der Museumsplanung, sondern z.T. auch in der Natur der Sache. Selbst dann, wenn die Ausstellungsräume bekannt wären und die Exponate feststünden, ihre endgültige Präsentationsform ließe sich nicht vorweg, am sogenannten grünen Tisch entscheiden. Zumindest die riskantesten Verknüpfungen im Arrangement müssen vor Ort, in unmittelbarer Anschauung der Materialien vorgenommen werden. Nur so, durch den vorweggenommenen Selbstversuch, lassen sich die erhofften Bildungswirkungen später auch beim Publikum erreichen. Die Ausstellungsgestaltung hat deshalb immer etwas von dem experimentellen Charakter, der jeder künstlerischen Tätigkeit eignet. Man weiß vorher nie, ob das Unternehmen glückt und ist auf ständige Selbstbefragung angewiesen.

Gleichwohl muß auch die experimentelle Form der Ausstellungsgestaltung geplant werden. D.h. man braucht für das Ausstellungsexperiment vorweg schon ein System von Regeln, das einigermaßen garantiert, daß die Materialien in der gewünschten Weise zum Sprechen gebracht werden können, eben einen

Präsentationscode. Er müßte begründete Entscheidungen erlauben erstens über den gegenständlichen Umfang und den thematischen Focus der einzelnen Ausstellungseinheiten und zweitens über die Form ihrer internen und externen Verknüpfung.

Hinweise auf mögliche Ausstellungs- bzw- Präsentationseinheiten findet man im Text an mehreren Stellen: die Welt des Kindes zwischen Spiel und Ernst, jugendliche Selbstdarstellung und Selbstinszenierung, Lernen in pädagogisch formierten Welten usw. Diese Hinweise bleiben aber - wie bei dem frühen Stand der Konzeptüberlegungen auch nicht anders zu erwarten - noch ziemlich vage und vor allem zufällig. Eine systematische und bildungstheoretische Begründung für die Festlegung einer notwendig begrenzten Zahl von Ausstellungseinheiten oder Präsentationsmodulen enthält das Papier nicht. In einer solchen Festlegung bestünde m. E. der nächste Schritt in der Konzeptentwicklung.

Thema mit Variation

Wie einzelne materialhaltige und thematisch geschlossene Präsentationskomplexe überzeugend definiert und bildungstheoretisch begründet werden können, das ist nun gar nicht so leicht zu sagen. Das vorliegende erste Konzeptpapier des Fördervereins enthält immerhin eine Unterscheidung, die für diesen Zweck durchaus erfolversprechend scheint: die Unterscheidung nämlich zwischen den "konstanten Themen" einerseits und ihren historisch, lokal und schicht- und geschlechtsspezifisch variierenden Ausprägungen andererseits. Ich sehe in dieser Unterscheidung den angenehmsten Kandidaten für das grundlegende Strukturierungsprinzip der gesamten museale Präsentation. Die Geschichte der Kindheit und Jugend könnte nämlich bei Befolgung dieses Prinzips - in Analogie zur Musik - als eine Abfolge von Variationen über einige gleich bleibende Grundmotive dargestellt werden. Das hätte einen einfachen Vorteil: die Auseinandersetzung mit der gegenwartszentrischen These vom Entwicklungs- oder Differenzierungsfortschritt in der Geschichte würde sich für die Ausstellungsmacher erübrigen.

In Bezug auf ein Museum für Kindheit und Jugend liegt es nahe die "konstanten Themen" in den fundamentalen Problemstellungen und (Selbst-)Bildungsaufgaben zu sehen, die alle Kinder und Jugendliche, unabhängig vom jeweiligen epochen- oder lebensweltspezifischen kulturellen Kontext im Laufe ihres Heranwachsens lösen müssen. Ich unterscheidet vier solcher fundamentalen Bildungsaufgaben.

1. Erwerb allgemeiner Regeln. In jeder Kultur müssen die Heranwachsenden die allgemeinen Regeln beherrschen lernen, die für eine Verständigung unter den Gesellschaftsmitgliedern und ein gedeihliches Gemeinschaftsleben notwendig sind: die grammatischen Regeln z.B. oder Tischsitten und sonstige Umgangsformen, soziale Rhythmen und Zeitschemata, tradierte Glaubensüberzeugungen, Konversationsmuster, Verkehrsregeln, moralische Orientierungen, kodifizierte Gesetze und juristische Regelungen allgemeiner Art usw. Bei der Aneignung solcher allgemeinen Regeln zur Sicherung des gesellschaftlichen Zusammenlebens handelt es sich um eine Aufgabenstellung, die nicht nur durch unbewußte Prägung, also - in der Sprache der Wissenschaft - durch "Sozialisation", "Enkulturation" oder "Konstitution" gelöst wird, sondern auch durch Prozesse formaler Instruktion, wie etwa im Falle der Verkehrsregeln oder der Moral. Die Orte, in denen diese allgemeinen Regeln erworben werden, reichen entsprechend von der Familie über den Kindergarten bis zum Büro einer Fahrschule oder den akademischen Repetitor. Diese Variationen sind hier noch gleichgültig. Das Charakteristische der interkulturell einigermaßen konstanten Aufgabenstellung ist nur die Allgemeinheit der Regeln, die für eine Teilnahme am gemeinsamen Leben erworben werden müssen.

2. Einübung von Reflexivität und Rollendistanz. Regeln können aber nur erworben werden, wenn man sie - wenigstens in der Vorstellung - bricht. Man muß die Grenzen mindestens probeweise, gedankenexperimentell überschreiten, um zu wissen, wo sie verläuft. Deshalb ist mit der Aufgabe des Regelewerwerbs komplementär die Aufgabe verbunden, mit diesen Regeln zu spielen, sie zu erproben und sich von ihnen zu distanzieren. Die Aufgabe läuft hinaus auf die Einübung von Rollendistanz, d.h. auf die Überwindung des eigenen Egozentrismus, also auf Reflexivität. In allen Kulturen haben die Heranwachsenden Formen ausgebildet, oder stehen den Heranwachsenden Spielräume zur Verfügung, in denen sie ohne gravierende Kontrollen und Sanktionen befürchten zu müssen, die erworbenen oder zu erwerbenden Regeln verletzen, selbsttätig erproben und dabei ihre eigene Reflexivität ausbilden können. Die Beispiele reichen von den kindlichen Formen des "Phantasiespiels" über die "wilden Spiele" der Jugendlichen (S-Bahn-Surfen, nächtliche Autorennen, chicken games) bis zu den provokativen Strategien der begrenzten Regelverletzung und den alternativen Lebensstilexperimenten in jugendlichen Subkulturen. Man könnte diese Aufgabe der Einübung und Ausbildung von

Reflexivität vielleicht auch die Aufgabe der "Individuation", der Autonomwerdung oder - mit Sartre - der "Personalisation" nennen. Die richtige Terminologie ist an dieser Stelle aber noch nicht so wichtig. Wichtig ist nur die Allgemeinheit auch dieser Aufgabenstellung. Sie muß von den Heranwachsenden in allen Kulturen bewältigt werden, genauso wie der Regelerwerb. Wo sie nicht bewältigt wird, kommt es zu Pathologien. Die Ausbildung von Reflexivität, Rollendistanz, Dezentrierung usw. ist also keine moderne Aufgabe. Nicht einmal der Begriff davon scheint mir ein Charakteristikum der Moderne. Zur Moderne gehört nur das egozentrische Selbstmißverständnis in dieser Hinsicht. Sie hält ihre begriffliche Fassung dieses Sachverhaltes für die erste und einzige.

3. *Berufsausbildung*. In allen Kulturen stehen die Heranwachsenden, die älteren mehr, die jüngeren weniger, vor der Aufgabe, nicht nur die allgemeinen Regeln des Zusammenlebens sich anzueignen, sondern auch die spezifischen Regeln ihrer zukünftigen Berufsausübung. Sie müssen sich fit machen für eine spezielle Tätigkeit in der Erwachsenenengesellschaft. Für diese Vorbereitung auf eine spezielle Tätigkeit, z.B. den Beruf, die auch einem Königskind nicht erspart bleibt, werden in allen Kulturen mal früher, mal später im Lebenslauf geeignete Maßnahmen getroffen: Sie reichen von der familialen Früh-Förderung der Leistungsmotivation und den Maßnahmen zur Steigerung des Aspirationsniveaus, über die Einübung der Feinmotorik durch Flechtaufgaben in den frühen Kinderbewahranstalten, bis zu den verschiedensten schulischen Formen der speziellen Wissensvermittlung und der praktischen Unterweisung vor Ort, in Lehre und Betrieb etwa. Die Ausbildung spezieller Fertigkeiten und Kompetenzen variiert natürlich in vieler Hinsicht, in räumlicher, zeitlicher und sozialer mindestens. Ein Adelssohn aus Mittelengland, der im 17. Jahrhundert in Begleitung eines Hauslehrers seine "Grand Tour" über die Schweiz nach Venedig und zurück über Paris wählt, ist an anderen speziellen Qualifikationen interessiert als ein Bauernmädchen in Schleswig Holstein, das beim Kochen und Waschen hilft und im übrigen aber auf einen Freier wartet, oder ein fahrender Handwerksgeselle, der sich dauernd neu verdingt und darauf hofft, daß irgendwo einmal sein Meister rechtzeitig stirbt und er mit dem Betrieb auch gleich die Witwe mit übernehmen kann, oder ein höherer Schüler, der die Schule verläßt, um Tennisstar zu werden, oder eine höhere Tochter, die Klavierspielen lernt und Kunstgeschichte studiert usw. Es kommt sehr schnell eine reichhaltige und für die museale Präsentation interessante Vergleichspalette zustande. Das Gemeinsame aber, das dem Vergleich zugrundeliegt und ihn ermöglicht, ist hier die Ausbildung spezieller beruflicher Fertigkeiten. Gelegentlich wird die Ausbildungsphase für diese Fertigkeiten

extrem verkürzt, so daß von einer Ausbildung eigentlich gar nicht mehr geredet werden darf, sondern von Ausbeutung. Das ist dann der Fall der Kinderarbeit im frühen 19. Jahrhundert, vielleicht auch auf dem Lande und sonstwo.

4. Partnerfindung. Auch das vierte Thema ist "konstant" und allgemein. Es stellt die Heranwachsenden in allen Kulturen und Lebenswelten früher oder später, meist nach der Pubertät (deren biologischer Zeitpunkt übrigens auch historisch u.a. in Abhängigkeit von der jeweiligen Ernährungsgrundlage variiert) vor die Aufgabe, im Interesse der sozialen Reproduktion einen gegengeschlechtlichen Partner zu finden. Die Lösung dieser Aufgabe ist für die Bestandserhaltung einer sozialen Einheit so wichtig, daß es wohl keine Kultur gibt, die nicht versucht, die Lösung dieser Aufgabe durch geeignete Einrichtungen zu erleichtern und die Richtung zu steuern. Zu diesen Einrichtungen gehört das gesamte vormoderne Werbebrauchtum vom Kiltgang bis zur Spinnstubengeselligkeit, aber auch die Rügebräuche des Charivari und Haberfeldtreibens z.B., mit denen die dörflichen Burschenschaften ihren einheimischen Heiratsmarkt unter Kontrolle halten. Heute ist an die Stelle des ritualisierten Heirats- und Werbebrauchtums die kommerzialisierte Jugendkultur (Disco, Jugendsendungen, Jugendmode, Bravo, Popmusik usw.) getreten. Sie reguliert im traditionell außerschulischen Bereich die kulturelle Aufgabe der Partnerfindung und profitiert natürlich auch davon. Man könnte wohl auch sagen: sie beutet das jugendliche Interesse an einem Sexualpartner aus. Ihre konkurrenzlose Position bei der Unterstützung der Partnerfindung erklärt m.E. den Erfolg der kommerziellen Jugendkultur. Es gibt keine Einrichtung, die die objektive Funktion dieses im Jugendleben heute so einflußreichen kommerziellen Sektors ersetzen könnte. Er verwaltet die jugendliche Sexualität, definiert die einschlägigen Normen und erläutert die Praktiken von der Verhütung bis zum Make up. Für die Darstellung der verschiedenen Praktiken und Verlaufsregeln der Partnerfindung sollte in dem zukünftigen Museum die größte Sorgfalt aufgeboden werden. Nicht nur, weil es sich dabei um die - aus der Sicht der Jugendlichen zumindest - faszinierendste Problematik ihrer Lebensphase handelt, sondern auch deshalb, weil diese Thematik, wenn überhaupt eine, allein geeignet scheint, die Jugendlichen selbst in das zukünftige Museum zu locken. Hier in einem Museum für "Kindheit und Jugend" scheint mir der kulturgeschichtlich richtige Ort für eine Darstellung der Sexualität, nicht im Erotikmuseum der Beate Uhse. Die großen Liebespaare der Weltgeschichte waren junge Menschen.

Präsentationsmodule

Mit diesen vier Aufgabenstellungen, die von den Heranwachsenden in allen Kulturen gelöst werden müssen, sind nach meinem Vorschlag, zugleich die vier bildungstheoretisch fundamentalsten "konstanten" Themenfelder eines Museums für "Kindheit und Jugend" gefunden. Der nächste, die museale Präsentation vorbereitende Schritt bestünde nun in der mehrfach schon angedeuteten weiteren zeitlichen, räumlichen und sozialen Differenzierung. Durch diese in einer nicht allzu komplizierten Mehrfeldermatrix abbildbaren Differenzierungen würden schließlich die einzelnen Ausstellungsmodule definiert. Anders gesagt: Ausgestellt werden die historisch, räumlich und sozial variierenden Antworten auf die genannten vier konstanten Bildungsaufgaben, denen sich jeder Heranwachsende gegenüber sieht. Dabei sollen die gesellschaftlichen Voraussetzungen (z.B. Industrialisierung, Herkunftsfamilie, Krieg, Migration, Frauenemanzipation, Faschismus, Wohlfahrtsstaat, Telekommunikation usw.) der jeweils gewählten Lösungsvariante immer "irgendwie" mitrepräsentiert werden und die objektiven Gründe für die getroffene Wahl verständlich machen. Welche thematischen und dinglichen Komplexe die jeweiligen Präsentationsmodule enthalten könnten, zeigen die folgenden aus Stichworten bestehenden Beispiele:

1. Präsentationsmodul: Erwerb allgemeiner Regeln, dargestellt am Beispiel gesellschaftlich herrschender Zeitverwendungsmuster: Pünktlichkeitserziehung in einer toskanischen Kaufmannsfamilie zur Zeit der Medici in Florenz; Interpunktion von alltäglichen Ereignisfolgen in einem Jesuitenseminar des 17. Jahrhunderts; Stundenplan bzw. Tagesrhythmus eines Studenten an der Berliner Universität zur Zeit Schleiermachers; die tägliche Termingestaltung eines Studenten heute. Ergänzt durch ein Tableau "Zeitmessung im Jugendalter": der Gebrauch von Uhren von der Wasseruhr über die Konfirmationsuhr bis zum Kult der digitalen Zeitmessung (Zwischen Swatch und Edelchronometer)

2. Präsentationsmodul: Einübung von Reflexivität und Rollendistanz, dargestellt an jugendlichen Protest und Widerstandsformen: Karnevaleske Umkehrrituale in der Frühen Neuzeit; die Stadtflucht der Wandervögel als gesellschaftliches Protestverhalten; Strategien der Provokation, der begrenzten Regelverletzung und der symbolischen Gewaltanwendung zur Zeit der antiautoritären Bewegung; Waffen und Kampfsymbole bei rechtsradikalen Jugendlichen und türkischen Straßengangs; Die Hausbesetzerszene der frühen 80er Jahre in Amsterdam und Berlin. Ergänzt durch eine Serie von anstößigen jugendlichen Accessoires.

3. Präsentationsmodul: Berufsausbildung, dargestellt am Beispiel der benötigten Utensilien: Lernwerkzeuge und Arbeitsmaterialien eines Kaufmannslehrlings bei Fugger, im Frühindustrialismus in England, in einem typischen Kontor in Berlin um die Jahrhundertwende und in einem Großraumbüro von heute (unter dem Motto: was ein kaufmännischer Lehrling alles braucht: heute und damals); evtl. in Form eines Vergleichstableaus mit dem typischen Inhalt von Schubladen, Schulranzen oder Schultaschen durch die Zeiten, Schulformen und sozialen Schichten hindurch usw.

4. Präsentationsmodul: Partnerfindung, dargestellt am Beispiel des ersten Sexualkontaktes: Der typische Weg zum ersten Koitus bei Jungen und Mädchen aus verschiedenen Herkunftsmilieus: Arbeitermädchen, Bürgerstochter, Bauernsohn, Türkenmädchen, Beamtentochter; in der Vormoderne, Moderne; vor der Pille, nach der Pille; in Südeuropa, in Nordeuropa; ergänzt durch eine Vergleichsserie mit Mittel und Ingredienzien zur Steigerung der sexuellen Attraktivität im Jugendalter: Puderquasten, Parfüm, Haarspray, Kosmetik, Lippenstift, Kleidermode, typische Frisuren, Tätowierungen, Piercings und Brandings; außerdem eine Kollektion von Verhütungsmittel seit dem ausgehenden Mittelalter.

Der Text der Ausstellung

Die materialhaltigen und vervielfältigungsfähigen Präsentationsmodule, die durch die Variation der vier fundamentalen Bildungsaufgaben generiert werden, markieren in meinem Vorschlag die erste Etappe auf dem weiteren Weg der Konzeptentwicklung. Der darauf folgende Konkretisierungsschritt bestünde dann in der externen und internen Verknüpfung dieser und anderer einmal erstellten Präsentationsmodule zum Gesamttext der Ausstellung. Damit dieser Gesamttext vor allem dort, wo er Fragen stellt und Rätsel aufgibt, als Sinnzusammenhang gelesen und verstanden werden kann, muß er mit Hilfe eines konsistenten Systems von Regeln hervorgebracht werden. Auch diese Regeln sind Bestandteil des Präsentationscodes. Sie verknüpfen das bis dahin Fremde und Nichtzusammengehörige und bilden so etwas wie die Grammatik der musealen Sprache. Viele Komponenten dieser Grammatik erinnern an die diversen Montageprinzipien und Verfremdungsverfahren in der Kunst oder an die Figuren der antiken Rhetorik: an Antithese (Gegnsatz), Oxymoron (widersprüchlicher Gegensatz), Hyperbel (Übertreibung), Iteration (Wiederholung), Ellipse

(Auslassung), Klimax und Antiklimax (Aufreihung mit Wertsteigerung oder Wertminderung, Crescendo und Decrescendo). Doch das steht - wie gesagt - auf dem nächsten Blatt. Die Ausarbeitung bzw. Beschreibung der musealen Präsentationssprache soll an dieser Stelle jedenfalls nicht behandelt werden. Dafür wird der weitere Verlauf der Projektentwicklung des 'Museums Kindheit und Jugend' noch genügend Gelegenheit bieten.

Anschrift des Verfassers

Prof. Dr. Michael Parmentier
Ruhstrathöhe 9
37085 Göttingen